

Mascha Vollhardt

Ulrike Auga, Claudia Bruns, Dorothea Dornhof und Gabriele Jähnert (Hg.): Dämonen, Vamps und Hysterikerinnen. Geschlechter- und Rassenfigurationen in Wissen, Medien und Alltag um 1900. Bielefeld: transcript. 275 S., ISBN 978-3-8376-1572-2, 29,80 €

Die Beiträge des Sammelbandes *Dämonen, Vamps und Hysterikerinnen. Geschlechter- und Rassenfigurationen in Wissen, Medien und Alltag um 1900* kreisen um die Frage nach Darstellungen von Race und Gender in der krisenhaften Zeit der Moderne zur Jahrhundertwende. Der Band versammelt Vorträge, die beim Symposium „City Girls-Dämonen, Vamps und Bubiköpfe in den 20er Jahren“ anlässlich des 65. Geburtstages von Christina von Braun und Inge Stephan gehalten wurden. Dieser Band erschien als Hommage an Christina von Braun und beschäftigt sich mit von ihr beforschten Themen wie etwa der Hysterie, dem Judentum sowie Geschlechter- und Rassenfigurationen. Neben einem Vorwort der Herausgeberinnen und einem Grußwort anlässlich des Geburtstages von Christina von Braun umfasst der Band 16 Beiträge, die in die Themenfelder *Medien, Alltag und Wissen, Wissenschaft und Wissen* sowie *Kunst und Wissen* eingeteilt sind.

Im Themenfeld *Medien, Alltag und Wissen* versammeln sich Beiträge v.a. zum Kino der Moderne sowie zu zentralen Frauenfiguren und ihren gesellschaftlichen und literarischen Selbstinszenierungen.

Astrid Deuber-Mankowsky untersucht Murnaus Film *City Girl* auf seine Geschlechterbeziehungen und Darstellungsweisen hin und geht außerdem auf die Produktionsbedingungen des Films ein. Sie weist auf die tradierte Grenzziehung zwischen Stadt und Land hin, die im Film durch eine Verbindung von kapitalistischen Prozessen unterlaufen wird, und stellt die Protagonistin Kate als eine die gängigen Geschlechterstereotype überschreitende Figur dar.

Dorothea Dornhof verfolgt die Spuren einer Verschränkung von optischer Magie und Kino, wie sie zu Beginn des 20. Jahrhunderts diskutiert wurden. Okkulte Experimente und Kino gleichen sich in ihrer Hervorbringung von visuellen Phänomenen, die von der Entwicklung der modernen Technik begünstigt ist. So wurde das Kino als Raum der Präsenz des Abwesenden aufgefasst und damit in die Nähe des Magischen, Hypnotischen gerückt.

Gabriele Dietze analysiert in ihrem Beitrag Inszenierungen von Bohemiennes (Else Lasker-Schüler, Claire Goll, Nancy Cunard und H.D.) als schwarze Männer, die den jeweiligen Frauen eine Positionierung als ‚Nicht-Ich‘ ermöglichen und somit den Ort ihres Sprechens konfigurieren – als ein exzentrisches Sprechen außerhalb hegemonialer Sprechpositionen.

Julia B. Köhne fragt nach der Darstellung der Protagonistin Ossi aus Lubitschs *Die Austernprinzessin* in Hinblick auf gängige Weiblichkeitsstereotype. Ossi kann als aktive, energetische und begehrende Frau ihr Ziel der Prinzenheirat erfüllen und überschreitet dabei gängige Zuschreibungen an Weiblichkeit. Zugleich werden an ihrer Figur gesellschaftliche Konventionen sowie sich transformierende Geschlechterverhältnisse sichtbar.

Martin Burckhardt beschreibt in seinem Essay die filmischen Arbeiten Christina von Brauns und schlägt einen Bogen zur Frage nach der Hervorbringung von Geschichte und Erinnerungsbildern. Er spricht sich gegen ein starres Konzept von Geschichte aus und begrüßt stattdessen von Brauns Verfahren des ‚zweiten Blicks‘, der Nachverfolgung des im Bild inhärenten Verdrängten.

Bozena Choluj widmet sich den Alltagsdarstellungen in Marieluise Fleißers Prosa, die von einem Unwohlsein an den Frauen zugeschriebenen häuslichen Tätigkeiten, aber auch an der Welt des gefährlichen ‚Draußen‘ geprägt sind. Die Unmöglichkeit, die schriftstellerische und die häusliche Tätigkeit zu vereinbaren, stellt für Fleißers Protagonistinnen ein unlösbares Problem dar und verhindert die Positionierung in einem ihnen eigenen Raum.

Das Themenfeld *Wissenschaft und Wissen* versammelt unterschiedliche Beiträge zu mit Geschlechter- und Religions- und ‚Rassen‘fragen verschränkten Wissensgebieten.

Kerstin Palm beschreibt die Berührung zwischen psychoanalytischen und biologischen Diskursen, die in den 1920er Jahren in der Erforschung von Hypnosezuständen bei Tieren zusammenfanden. Heuschrecken wurden beispielsweise Hypnosezustände ähnlich den menschlichen Zuständen attestiert. So erweist sich die Hypnosetheorie als ein Medium der Verhandlung der Grenze zwischen Mensch und Tier.

Eva Johach untersucht die Diskurse um die Bienenkönigin, die als fähig zur ‚Jungferzeugung‘ bzw. selbstreproduktiven Zeugung gilt. Der männliche Samen, der in tradierten Diskursen als der einzige ‚Lebendigmacher‘ gilt, wird somit ersetzbar, was in Wissenschaftsdiskursen um 1900 zu einer Wahrnehmung der Bienenkultur als matriarchal und überaus sozial führte.

Bettina Bock von Wülfigen geht der Entkopplung von Zeichen und Bedeutung in psychoanalytischen und genetischen Diskursen in Bezug auf die Krise des Individuums nach. Um 1900 konstatiert die Vererbungsforschung, dass Zellkerne virtuell, also Anlagen von Möglichkeiten sind. Zugleich entwirft Freud das ebenfalls als virtuell zu verstehende Konzept des Unbewussten. Dies versteht Bock von Wülfigen als Normalisierung der Spaltung des Individuums, indem die Anlagen seiner Möglichkeiten in das Individuum selbst hinein verlegt werden.

Antje Lann Hornscheidt analysiert gegenwärtige Prozesse der Statisierung von Deutsch-Sein durch Praktiken der Entreligiosisierung von Jüdisch- und Muslimisch-Sein. Durch die Nichtnennung vom Christentum als Religion wird das damit verschränkte Deutsch-Sein als säkular und fortschrittlich dargestellt, während Jüdisch- und Muslimisch-Sein durch unterschiedliche Strategien als das religiöse und auch ethnisch ‚Andere‘ markiert werden.

Claudia Bruns widmet sich den Kontroversen von Freud, Blüher und Hirschfeld in der Frage nach der Definition und Bewertung von Homosexuellen. Dabei beschreibt sie eine bei den genannten Theoretikern stattfindende Spaltung des männlichen Homosexuellen in einen effeminierten, abnormalen Typus und in einen maskulinisierten, normaleren Typus, welcher von Freud und Blüher als viril und kulturell bedeutsam angesehen wurde.

Jana Husman fokussiert auf antisemitische Exegesepraxen des Bibelbunds in den 1930er Jahren, die durch Rassisierung, Nationalisierung und Vergeschlechtlichung des Alten Testaments sowie Umdeutungen im völkischen bzw. nationalsozialistischen Sinne geprägt waren. Zugleich fand in diesen Praxen eine Abwertung der als jüdisch-intellektuell wahrgenommenen Bibelkritik statt.

Ulrike Auga untersucht die Repräsentationsproblematik in Hinblick auf gegenwärtige widerständige Praxen. Sie weist auf das essentialisierende Bild des Kollektivkörpers hin, an dem sich auch weiterhin Widerstandsformationen orientieren, was aber immer schon einen gewaltsamen Ausschluss und eine Nichtsichtbarkeit bestimmter Positionen bedingt. Stattdessen plädiert sie für einen nicht-essentialistischen, fluiden Begriff von Widerstand.

Das Themenfeld *Kunst und Wissen* versammelt Beiträge, die sich den Verschränkungen von Kunst und Wissensformen um 1900 widmen.

Ute Frietsch widmet sich Marquis de Sades Theaterstücken, die dieser in der psychiatrischen Heilanstalt Charenton in den Wirren der Französischen Revolution schrieb und mit anderen Insassen der Anstalt aufführte. Diese Aufführungen, in denen de Sade zwischen den Positionen des Psychiaters und Patienten changiert, bringt sie in ein Ähnlichkeitsverhältnis zu der Art und Weise, wie Charcot zu späterer Zeit in der Salpêtrière die Erscheinungsformen der Hysterie als Regisseur bildlich erst hervorbrachte.

Ulrike Brunotte fokussiert auf den Skandal in England 1918 um die Aufführung der Salome durch die Tänzerin Maud Allan. Allans Darstellung der als hysterisch wahrgenommenen Figur Salome zeichnete sich durch eine begehrende und starke Weiblichkeit aus, die vom zeitgenössischen Publikum als bedrohlich wahrgenommen wurde. Dabei vermischen sich sexistische und rassistische Argumentationsweisen, die Allan als Instrument der deutsch-jüdischen Propaganda darstellen und sich durch die Gleichzeitigkeit von Fetischisierung und Verdammung des Körpers Salomes auszeichnen.

Sabine Grenz analysiert einen Essay Stefan Zweigs, in welchem er sich mit der christlichen Wissenschaftlerin Mary Baker Eddy auseinandersetzt. In der Diskussion um Heilmethoden von psychischem Leid nimmt Zweig die Seite der Psychoanalyse ein, diskreditiert die Christliche Wissenschaft Eddys als unwissenschaftlich und die Person Eddy als geschlechtlich anormal und hysterisch. Grenz versteht dies als Versuch, die jüdisch-männlich geprägte Psychoanalyse gegen die weiblich geprägte Christliche Wissenschaft auszuspielen.

Der Band versammelt zahlreiche spannende Beiträge zu Kultur-, Alltags- und Wissensformationen um 1900 und schafft es immer wieder, trotz der disparaten Perspektiven und Forschungsfelder Verknüpfungspunkte herzustellen. Insbesondere die Themen Gender, Religion und ‚Rasse‘ stellen sich als stark voneinander abhängig und höchst virulent heraus. Das im Band zentrale Medium Film vereint diese Themen und produziert immer wieder neue Bilder der Verknüpfung. Diesen Bildern nachzugehen und ihre Implikationen und Verweise aufzuspüren lässt sich als eine Arbeit in der Denktradition von Christina von Braun verstehen. Erstaunlich ist, wie sehr die Forschung von Brauns auch in Disziplinen wie der Biologie und der Wissenschaftsgeschichte Früchte trägt und zu neuen, interessanten Ergebnissen wie in diesem Band führt.

Anna-Lin Karl

AK Feministische Sprachpraxis (Hrsg.): Feminismus schreiben lernen. Frankfurt am Main: Brandes & Apsel 2011, 196 S., ISBN 978-3-86099-699-7, 19,90 €

Feministisches Sprechen und Forschen sind das Thema des Sammelbandes „Feminismus schreiben lernen“. Sie werden als prozessuale, kommunikative und selbstreflexive Handlungen definiert und als solche im Band praktiziert. Der Arbeitskreis formuliert selbst: „Die Ideen, die hier formuliert werden, sind aus langen Diskussions- und Arbeitsprozessen insbesondere in der AG Einleitung, aber auch mit weiteren Verbündeten hervorgegangen und bilden in ihrer Verschriftlichung ein kurzes Inne- und Festhalten, was an dem Punkt, an dem dies geschieht, schon wieder überholt, weitergedacht und -bewegt ist.“ (S. 14.). Das theoretische Fundament des Bandes bildet eine differenzierte Betrachtung von Sexismus.

Neben der sexistischen Aufwertung von Männern gegenüber Frauen werden vier weitere sexistische Strategien nachvollziehbar dargelegt: die Normierungen über Zweigeschlechtlichkeit (Zweigenderung), Heterosexualität (Heterogenderung), die reproduktive Kleinfamilie (Reprogenderung) und Geschlechtseindeutigkeit (Cisgenderung). Deutlich wird gemacht, wie sich die Strategien gegenseitig stabilisieren und inwiefern antisexistische Interventionen selbst sexistisch operieren können. Denn die genannten Normierungen beruhen auf der Ebene sedimentierter Wahrnehmungsschemata auf einer Art Generalnorm, Kategorialgenderung genannt.

In den Definitionen der verschiedenen sexistischen Strategien finden sich im- und explizite Bezüge auf Judith Butler und Michel Foucault und es wird die Dyke_Trans-Perspektive eingeführt. Dyke_Trans, so möchte die Rezensentin zusammenfassen, wendet sich empowernd gegen die auf Zweigeschlechtlichkeit, Reproduktion und Kleinfamilie, Heterosexualität sowie Geschlechtseindeutigkeit ausgerichtete Kategorialgenderung. Mit anderen Worten, Dyke_Trans ist eine kritische Verortung und versucht, den Positionen Raum zu geben, die über die genannten sexistischen Strategien unsichtbar gemacht werden. Vor dieser Folie präsentieren die Autor_innen ihre Ansätze für konsequent feministische Wissensproduktionen. Neue Begrifflichkeiten wie z.B. „typisiert“, „frauisiert“ oder die pronominalen Formen „t/ryke“ werden ausprobiert und durchgängig wird der dynamische Unterstrich verwendet. Den fünf Artikeln des Bandes folgt ein Glossar zur verwendeten Fachterminologie.

Ein sehr komplexer Artikel von Alyosxa Tudor entwickelt ein feministisches Konzept zur Ver_Ortung von Wissen. Privilegien und Diskriminierungen sollen expliziert werden, anstatt eine angeblich neutrale Sprechposition einzunehmen. Wie in allen Artikeln werden die Ausführungen Tudors an die von der AG Einleitung vorgeschlagene Ausdifferenzierung von Sexismus angebunden, darüber hinaus nehmen sie Bezug auf andere Wissensmodelle wie z.B. Standpunkttheorien. Dabei reflektiert die_Aut_orin auch das eigene Ver_Ortetsein und positioniert sich als contra_rassistisch und anti_sexistisch. Es wird kein „Schema F“ angeboten, wie eine kritische feministische Ver_Ortung abzulaufen hat. Betont wird aber, dass allen Ver_Ortungspraktiken eine explizite Selbstpositionierung vorausgehen muss. Das heißt, es sollte benannt werden, aus welcher Position und mit welchen Konsequenzen Wissenspro_duzentinnen sprechen und Themen und Quellen wählen. Der Artikel endet mit wunderbar suchenden W_Orten eigener Ver_Ortung. Die Rezensentin selbst konnte Tudors Artikel viele Impulse entnehmen.

Hierauf folgt ein Artikel von Lann Hornscheidt. Schreiben versteht die_Lingu_istin als gewaltvolle, diskriminierende Sprachhandlung. In diesem Rahmen sucht Hornscheidt nach sprachlichen Alternativen und probiert sie aus. Deutlich wird, dass das Textgenre und die Textadressierung sowohl Inhalte und Form als auch wünschenswerte Publikationsorte verändern. Hornscheidts Artikel schreibt nach eigener Aussage von und für Dyke_trans. Er beginnt mit einer Selbstver_Ortung, reflektiert außerdem die Tragweite sprachlicher Alternativen und die Benennung Dyke_Trans. Anschließend wird erläutert, wie selbstverständlich gewordene Privilegierungen wahrnehmbar werden, nämlich im Blick auf das Nichtgesagte. Alternativ entwickelt Hornscheidt feministische Sprachhandlungsformen. Dazu zählen die Reflexion von Schriftsprachlichkeit und ihren Ausschlüssen und weiterhin die Praxis des dialogischen Schreibens. Ebenso verweist Hornscheidt auf die Notwendigkeit, Zitate und Quellen nicht zu vereinnahmen, sondern die spezifische Anwendung zu explizieren und spricht sich wie Hayn (s.u.) dafür aus, auch nicht-akademische Diskurse aufzugreifen. Nicht zuletzt argumentiert Hornscheidt für den

dynamischen Unterstrich und es werden zaghaft neue Pronominaformen zur Bezeichnung von Dyke_Trans angedacht.

Im vierten Artikel des Bandes befragt Evelyn Hayn ihre bisherige akademische Laufbahn vom Studium über erste Lehraufträge zur Dissertation auf sexistische und rassistische Diskriminierungen und Ausschlüsse. In dieser rückblickenden Selbstver_Ortung werden Wissensreproduktionen und Kanonisierungen diskutiert und gute Überlegungen zur Zusammenstellung von Seminarliteratur, Ausgestaltung von Konferenzen oder der Auswahl von Forschungsthemen präsentiert, die sich dezidiert gegen Sexismus und Rassismus positionieren. In einem theoretischen Input erklärt Hayn sprachliche Praktiken sexistischer und rassistischer Ausgrenzung wie z.B. Entnennungen und Ent_Erwähnungen. Demgegenüber steht ihr Plädoyer für eine Wissenschaft, die viele Stimmen zur Kenntnis nimmt und akademisierte Diskurse dezentriert. Nach Dafürhalten der Rezensentin zieht sich der persönliche negative Rückblick Hayns teilweise in die Länge, so dass ihre beachtenswerten Bemühungen und Vorschläge für vielstimmige Wissensre_produktionen fast untergehen.

Ein Artikel im Stil des Le_serinnenbriefes beschließt den Band. Prof_in H. stellt sich verschiedenen Fragen zu ihrem Arbeitsbereich und begegnet z.B. dem Einwand: „Wenn ich feministische Sprachformen benutze, versteht mich meine Oma nicht mehr.“ Die Antworten fallen im Einzelnen unterschiedlich lang aus und sind unterschiedlich stark theoretisiert bzw. popularisiert. Nichtsdestotrotz bietet der Artikel einen guten Einblick in Gender Studies, Konstruktivismus und feministische Sprachanalyse.

Der Sammelband des Berliner Arbeitskreises „Feministische Sprachpraxis“ ist lesenswert und mit seinem Glossar auch als Nachschlagewerk geeignet. Hervorzuheben ist, dass in allen Artikeln die Theorie in die Praxis umgesetzt wird, so dass es nicht bei konzeptionellen Entwürfen zur Selbstpositionierung und zur Reflexion von Quellen bleibt. Manchmal erstaunt dabei die Offenheit der Autori_nnen. Die Rezensentin dankt für die Offenheit und fragt: Warum haben wir in den Gender Studies es aufgegeben, Poesie und Texten widerständiger Gruppen in unseren wissenschaftlichen Publikationen Raum zu geben? Warum beugen wir uns dem Maßstab, ausschließlich lange, theoretisch verkomplizierte Texte in unseren Seminaren zu lesen und warum fordern die Studierenden das ein? Der Sammelband „Feministisch schreiben lernen“ zeigt Alternativen auf. Nach Aussage des Arbeitskreises soll bald ein Analyseband zu den fünf differenzierten sexistischen Praktiken sprachlicher Kategorialgenderung folgen.

Hannah Fitsch

Das Ver/sprechen der Zahlen

Daniela Döring: Zeugende Zahlen. Über Mittelmaß und Durchschnittstypen in Proportion, Statistik und Konfektion des 19. Jahrhunderts. Berlin: Kulturverlag Kadmos 2011

ISBN: 978-3-86599-129-4, 22.50 €

Zeugende Zahlen ist eine Erzählung über die verborgene Beziehung zwischen Körper und Zahl, eine Beziehung, die auf dem Ver/sprechen des unmittelbaren Zugangs auf den Körper durch Zahlen beruht. Als verborgene Beziehungen sind die unsichtbaren Verknüpfungen von Zahlkonzepten und ihren jeweiligen Verankerungen in den messbar gewordenen Körperraum zu verstehen. Wo vorher haptische Vorstellungen von Zahlkörpern

vorherrschten, führen die Praktiken der Vermessung und Verdatung des Körpers im 19. Jahrhundert zu einer Ordnungskategorie der ‚mittleren‘ Größe und des Durchschnitts. Die ordnenden Systeme von Mittelmaß und Durchschnitt, die Daniela Döring exemplarisch an Johann Gottfried Schadow und Adolphe Quételet herleitet, rekurrieren auf die Zahl als ein außerhalb des Körpers angesiedeltes Prinzip, das zum ästhetischen Ideal in den Techniken des Zählens, Messens und Visualisierens des 19. Jahrhunderts wird. Das Interesse der Autorin liegt dabei insbesondere auf der Frage, wie das wissenstheoretische Konzept der ordnenden, abstrakten Zahlen in die Alltagspraktiken gelangt und welche normierenden Funktionen, aber auch welche Lücken sie dabei entwickeln. Diesem Fragenkomplex geht die Kulturwissenschaftlerin in ihrer Arbeit anhand der Entwicklung der Konfektionsgrößen nach und legt damit ihren Forschungsschwerpunkt aus einem komplexen Vermessungsdiskurs fest. Dass statistische Zahlen nur mit großer Mühe und mit starken Abstrahierungen die Komplexität lebender Körper einfangen können, ist dabei fast schon Allgemeinwissen; welche Normierungsstrategien sie aber dabei an den Körper anlegten, zeigt Dörings Buch anhand geschlechtlicher Normierungsweisen auf.

Die Einführung in die Entwicklung von Formalisierungs-, Quantifizierungs- und Verdatungsprozessen des 19. Jahrhunderts ist entlang von drei Materialsträngen gestrickt: So weisen kunst- und proportionstheoretische Studien, statistische Erhebungen und anthropometrische Untersuchungen im entstehenden Konfektionsgewerbe erstmals ein systematisches Interesse am menschlichen Wachstum auf und generieren Unmengen von Daten. Um zu veranschaulichen, welche geschichtlichen und epistemischen Veränderungen der Vermessungsgedanke vollzog, beginnt Döring ihre Untersuchung mit der Kantschen Idee einer „mittleren Größe“. Bleibt die Errechnung jenes Mittelwertes bei Immanuel Kant noch der Imagination verhaftet – also der Vorstellung, 1000 Bilder von Männerkörpern übereinander zu legen, um in ihrer Überblendung die mittlere Form hervorzubringen –, wird der Vermessungsgedanke „im 19. Jahrhundert zu einer Leistung der Technologie“ (Döring 2011, 18). Anhand der Vermessungstechniken von Johann Gottfried Schadow und Adolphe Quételet sowie der Entwicklung von Konfektionsgrößen kann die Autorin zeigen, wie sich der Mittelwert aus dem Reich der Imagination in das Reich der Zahlen verschiebt. In diesem Prozess löst sich „[d]as Zahlzeichen [...] zunächst von jeglicher Körperlichkeit und Materialität, um in der Episteme des 19. Jahrhunderts als technisch universelles Medium vermeintlich objektives Wissen zu erzeugen“ (Döring 2011, 207). Den Anfang der drei beispielhaft verhandelten Materialkomplexe des Buches macht die mechanisch-metrische Dimension des Mittelmaßes in den Proportionsstudien des Graphikers und Bildhauers Johann Gottfried Schadow. Döring zeichnet darin nach, wie Schadow mittels kunsttheoretischer Vermessungstechniken die Idee einer „mittleren Gestalt“ sucht. Seine akademisch-künstlerischen Anleitungen für die Proportionslehre entwirft Schadow am individuell vermessenen Körper, dessen höchste Entwicklungsstufe das männliche Idealmaß darstellt. „In dieser idealtypischen Konzeption eines Mittelmaßes werden die Vermessungen des ‚Weiblichen‘ vor der Folie des ‚Männlichen‘ abgebildet und mit Darstellungen des ‚Anderen‘ verschränkt“ (Döring 2011, 207).

Mit Schadow wird die Quantifizierung des Körpers zu einem Unternehmen, das sich aus dem Zuständigkeitsbereich der Malerei in die Naturwissenschaften verlagert. Das zeigt sich unter anderem daran, dass Quételet als Mathematiker und Astronom an die Vermessungsinstrumentarien Schadows anknüpft. Im zweiten Materialkomplex zeigt Döring, wie Quételet mit Hilfe der naturwissenschaftlichen Objektivierung das zu Ende führt, was bei Schadow bereits angelegt ist: die Überführung des Mittelmaßes in ein ‚Naturgesetz‘. Im Gegensatz zu Schadow steht bei Quételet nicht mehr der individuelle

Körper im Forschungsinteresse. Vielmehr soll das durchschnittliche Maß des Körpers als Mittelwert aus Vielen generiert werden. Für sein Unterfangen trägt Quételet verschiedenes Zahlenmaterial aus der Kunst, dem Militär und der Medizin zusammen, aus dem er „Normalzustände“ schematisiert und diese wiederum in der Kurve der ‚Normalverteilung‘ visualisiert. Der so konstruierte „homme moyen“ („Mittlere Mensch“) wird zu einem Durchschnittsmodell, der keinem ‚natürlichen‘ Körper mehr entspricht, aber in seiner Abstraktheit die Vielen repräsentieren soll, die er scheinbar verkörpert.

Die Arbeit von Daniela Döring zielt dabei insbesondere auf die Untersuchung jenes, an Schadow und Quételet nachgezeichneten, Umbruchs im Verhältnis von Körper und Zahl in den Vermessungstechniken ab: „Während proportionale Vermessungspraktiken“, so schreibt Döring, „dadurch gekennzeichnet sind, dass bestimmte Körperteile zu Anderen bzw. zu einem Ganzen in ein Verhältnis gesetzt werden, sind mit der Verschiebung zu mathematischen und statistischen Messtechniken neue Bezugsgrößen außerhalb des Körpers nötig“ (Döring 2011, 16). Die Ablösung der Zahlen vom realen Körper in den spezifizierten Vermessungspraktiken beschreibt einen Verlust des Körpers, wie er etwa auch bei Elizabeth Wilson (1998) und bei Susanne Lettow (2011) beschrieben wird. Mit der in den beiden ersten Materialkomplexen vorgenommenen Untersuchung von Objektivierungsweisen in Vermessungstechniken steht Döring in der Tradition von Daston/Galison, deren Theorie der bildlichen Objektivität sie durch die Kategorie Geschlecht erweitert. Denn für eine Verwendung in Alltagspraktiken müssen die im Labor entworfenen Zahlen auf den Körper rückübertragen werden. Döring exemplifiziert die Reinskription der Zahlen in den Körper in ihrem dritten Materialkomplex: der Entstehungsgeschichte der Konfektionsgrößen.

Die Notwendigkeit von standardisierter Alltagskleidung wurde zuallererst für den Einsatz im Militär virulent. Während dementsprechend die männliche Konfektionsbekleidung vornehmlich für den Kriegseinsatz hergestellt wurde und zudem auf das ästhetische Ideal des Apolls von Belvedere rekurrierte, wurde für die Entwicklung der weiblichen Konfektionsgrößen ein narratives und stark ambivalentes Maßsystem erfunden. Das erste überlieferte Größensystem, entwickelt in Berlin am Hausvogteiplatz, markierte die unterschiedlichen Größen der Konfektionskleidung durch farbige Sterne. Veranschaulicht wurde das Größensystem in zahlreichen Romanen, Gedichten und Liedern, die eine schillernde, zuweilen verruchte Figur „Fräulein Gelbsterne“ entwarfen, welche die Idealmaße verkörperte. Durch die damals gängige Praxis der ‚Vorführ- und Probierramseln‘ bekamen die, durch sieben verschiedene Sterne gekennzeichneten Größen, zudem reale Verkörperungen an die Seite gestellt.

In der von Döring beschriebenen Rückübertragung des idealen Maßstabs auf den Körper am Beispiel der Konfektionsgrößen wird für die Herausbildung der Normalgrößen ein weibliches Bild konstitutiv, in dem Ideal und Abweichung miteinander verschränkt werden. Die in der Konfektion zum Tragen kommende Wissensordnung greift auf gesellschaftliche Geschlechterordnungen zurück, die den generativen Prozess über vermeintlich körperlose, universelle und objektive Zahlzeichen und zugleich am weiblich codierten Material vollziehen. Sie macht anhand der Entwicklung von Konfektionsgrößen deutlich, dass erst die vergeschlechtlichte Standardisierung von Körpergrößen zu einer Loslösung der konkreten Zahl vom Körper führte. So können die absoluten Zahlen der Konfektionsgrößen (38-58) nicht mehr am eigenen Körper verifiziert werden, allein ihre normierenden Implikationen wie ‚vollschlank‘, ‚schlank‘, ‚schlanker‘ werden Teil ihrer Identifizierung. Diese in der Konfektionsentwicklung durch literarische Bezüge hergestellte Verknüpfung

von Zahl und Normierung führt zu einer Einverleibung der abstrakten und dennoch bedeutungsschwangeren Zahl in den Körper. In diesem Prozess zeigt sich ein zweigeteiltes Wissen, das Körperlichkeit und Zahlwerte als Gegensätze denkt.

Daniela Döring trägt mit ihrem Buch *Zeugende Zahlen* zu einer grundlegenden Auseinandersetzung über die Verfahrensweisen von statistischer Vermessung und ihren gesellschaftlichen Normierungen bei. Christine Hanke untersucht in ihrem Buch über die *Konstitution von ‚Rasse‘ und ‚Geschlecht‘ in der physischen Anthropologie um 1900* (2007) ebenfalls die geschlechtliche Dimension von Vermessungspraktiken. Dörings forschungsrelevanter Beitrag, in Weiterführung zu Hanke, besteht in der Rücküberführung der naturwissenschaftlichen Konzeptionen in die Praxis der Konfektionsgrößen. Durch die Herleitung normierender Prinzipien der Vermessung, die sich in das Verhältnis zwischen Körper und Zahl eingeschrieben haben und die sich in der Dreierbeziehung von Zahl, Bild und Sprache manifestiert, bietet die von der Autorin vorgenommene Kulturgeschichte von Zahlen und Körpern eine wichtige Grundlage für das normierende Verständnis neuerer bildgebender Verfahren, die auf eben jenem verdeckten Verhältnis basieren.

Digitale Bildgebung und zeugende Zahlen

Die Vermessung und Verdattung des Körpers findet in den verschiedenen bildgebenden Verfahren seinen aktuellen Höhepunkt. Bildgebende Verfahren wie Computertomographie, (funktionelle) Magnetresonanztomographie, Elektronenmikroskopie erstellen Bilder vom Inneren des Körpers, die dem menschlichen Auge nicht mehr zugänglich sind. Jegliche digital erstellte menschliche Darstellung auf dem Computerbildschirm greift auf Zahlen des gemessenen Körpers zurück. Die Bilder dieser apparativen Verfahren sind Produkt höchst komplexer Konstruktionsbedingungen. Eben jene Konstruktionsbedingungen werden in den – an Fotografien erinnernden – Bildern unsichtbar gemacht. Das Zusammenspiel von Vermessungstechniken, die Zahlen produzieren, dem gemessenen Körper und der letztendlichen Darstellung im Bild kann durch das bloße Betrachten der Bilder nicht mehr nachvollzogen werden. Daniela Dörings Arbeit ermöglicht nun einen Einblick in die sich zumeist als mühsam und widerständig gerierende Entwicklung der Vermessungstechniken des 19. Jahrhunderts, in der die Grundlagen der Standardisierung gelegt wurden. Die zu jener Zeit implementierten erkenntnistheoretischen Zugänge auf den Körper stellen die Grundlage für heutige digitalisierte Praktiken der Körpervermessung und -darstellung dar und sind gerade in Bezug auf die unsichtbar gewordenen statistischen Praktiken der Vergeschlechtlichung höchst spannend.

Zahlen als Ergebnis eines Messvorgangs treten „in die ambivalente Doppelfunktion, zeugend und gleichsam bezeugend zu sein“ (Döring 2011, 29). Sie verweisen damit auf das Ver/sprechen einen Mittelwert zu generieren, mit dessen Hilfe Aussagen über die allgemeine Natur des Menschen gezogen werden können. Denn, so fasst Daniela Döring zusammen, alle Prozeduren der Vermessung suchen zunächst das allgemeingültige Maß. Mit dem undifferenzierten Anspruch der Verallgemeinerung kommen die Zahlen jedoch ins Stottern, sie werfen Brüche auf, sie versprechen sich. Diese Lücken, und das ist ihr nächstes Ver/sprechen, sollen durch weitere Zahlen gestopft werden, mit deren Hilfe das Wissen über den Körper nach und nach vervollkommen werden kann.

Zahlen – Bilder – Sprache

Die Gestaltung des Buches *Zeugende Zahlen* ist überraschend unkonventionell, ja nahezu experimentell. Die zahlreichen Abbildungen sowie der Text, Zitate und Fußnoten wurden in

eine neuartige visuelle Ordnung ineinander montiert. Mit Hilfe der Bilder erreicht Döring eine hohe Anschaulichkeit des Geschriebenen, so sind beispielsweise jedem Kapitel Illustrationen vorangestellt, die die Thesen kommentieren. Das verschachtelte Layout verweist auf den Konstruktionscharakter wissenschaftlichen Arbeitens, in dem systematische Recherchen, etwaige Lücken und Brüche sowie der Verweis, dass Sinnstiftung oft mehr dem Ermessen als dem Vermessen überlassen wird, zusammenspielen. Durch die Vielzahl an illustrierenden Abbildungen kommt der an anderer Stelle im Buch aufgemachte Gedanke, dass den Bildern und Diagrammen eine ganz eigene Funktion im epistemischen Prozess der Vermessung zukommt, gelegentlich zu kurz. Ein interessanter nächster Schritt könnte sein, die Bilder stärker in den erkenntnistheoretischen Prozess einzubinden und also die Dreierbeziehung von Vermessungen des Körpers, Zahlen und Bildern zu untersuchen. Denn nicht allein die Tatsache, dass Schadow wie Quételet an der Schnittstelle von Kunst und Naturwissenschaft agierten, kann dabei als Hinweis dienen, dass die Bemühungen der Vermessung nicht nur dem Verständnis, sondern ebenfalls seiner Abbildbarkeit dienen. Die Vermessung von Körpern war somit nicht allein auf das Sammeln statistischer Daten aus, sondern ebenfalls auf ihren ästhetischen Vergleich. Dabei spielen insbesondere die Abbildungen der Körper und seiner Maße eine bedeutende Rolle. Die Ebene des Vergleiches wird bei Döring auf der Ebene der Bilder bereits angesprochen. Die Evidenzialisierung der Maße über Körperabbildungen spiegelt bereits der Buchumschlag: Faltet man das Cover in seiner Gänze auf, finden die Leser_innen einen nach Durchschnittswerten erstellten Verlauf der körperlichen Entwicklung eines Menschen vom Säuglings- bis zum Erwachsenenalter abgebildet. Für die charakteristische Darstellung der einzelnen Stadien wird allein auf den männlichen Körper rekurriert, dessen Anfangs- und Endkörper mit der detaillierten Abbildung des Knochenbaus seine Einrahmung findet. Der weibliche Körper am äußersten Rand der Entwicklungsgeschichte fällt aus diesem Rahmen heraus und dient lediglich als Illustration der Abweichung von der, am Manne vorgenommenen, Norm. Denn auch die ‚pure‘ Zahl wirkt nicht allein durch ihre bloße Anwesenheit, sondern immer in der von ihr vorgenommenen Relation und Kontextualisierung, etwa durch Bilder. Die Weiterentwicklung der von Döring betriebenen Forschung könnte demnach darin bestehen, die kulturelle Wirksamkeit statistischer Zahlen anhand ihres ikonischen Potentials zu untersuchen.

Nathalie Keigel

Ann-Kristin Düber und Falko Schnicke (Hg.): Perspektive – Medium – Macht. Zur kulturellen Codierung neuzeitlicher Geschlechterdispositionen. Würzburg: Königshausen & Neumann 2010, 240 S., ISBN 978-3-8260-4162-4, 29,80 €

Der von Falko Schnicke und Ann-Kristin Düber herausgegebene Sammelband „Perspektive – Medium – Macht. Zur kulturellen Codierung neuzeitlicher Geschlechterdispositionen“ vereint Beiträge aus unterschiedlichen Disziplinen, die sich dem Themenkomplex mit unterschiedlichen thematischen Bezügen und methodischen Zugängen nähern. Einige davon gehen auf ein Kolloquium der „Arbeitsstelle für ^{post}feministische Literaturwissenschaft“ an der Universität Hamburg im Juni 2008 zurück.

In einer ausführlichen, sprachlich-rhetorisch sich dem Leser/der Leserin etwas verwehrenden Einleitung, die zunächst einen Überblick über die genderwissenschaftliche Auseinandersetzung schafft, wird der „rote Faden“ der Publikation gesponnen: Ihr

zugrunde liegen eine Auffassung der Funktion von Geschlechterforschung als einer „wissenschaftskritischen und im weitesten Sinne politischen“ und das gemeinsame Interesse an einer „Offenlegung und Kritik kultureller Codierungen“ (11). In diesem Sinne werden „kulturelle Codierungen“ „als Teil eines (über-)individuellen, nur mäßig bewussten, aber gerade dadurch ausgesprochen wirkmächtigen Hierarchiesystems“ verstanden, „das zur Herstellung sexueller, moralischer, politischer und sozialer Machtverhältnisse beiträgt“ (12). Dieses Hierarchiesystem bzw. die kulturellen Codierungen, die es konstituieren, gelte es zu „decodieren“. Dies soll entlang der thematischen Linien „Perspektive“, „Medium“ und „Macht“ erfolgen, nach denen der Band gegliedert und die Beiträge gebündelt werden. Unter „Perspektive“ werden dabei erkenntnistheoretische Positionierungen forschender Subjekte in ihrer historischen Dimension verstanden, wodurch wissenschaftliche Erkenntnisproduktionen selbst ins Licht der Betrachtung gerückt werden. Der vielschichtig besetzte Begriff des „Mediums“ wird als Ort verstanden, wo die Ver-, Ab- und Herausbildung von Geschlecht stattfindet. Im sozial wirksamen Zusammenhang des Mediums wird dabei seiner Funktion in der Herausbildung von „Wirklichkeiten“ gegenüber jener der bloßen Abbildung eine klare Vormachtstellung zugesprochen. „Macht“ wird in der etymologisch-semantischen Nähe zu „Gewalt“ als wesentliches Mittel aufgefasst, das die Geschlechterordnung produziert und stabilisiert, wobei letztere auf den drei Bezugsebenen staatliche, physische und symbolische Gewalt betrachtet wird. Innerhalb dieses Spannungsfeldes konzentrieren sich die Beiträge auf ästhetisch vermittelte Macht- und Gewaltkonstellationen.

Die Sektion „Systematisch-empirische Perspektiven auf Geschlecht“ wird eröffnet von Falko Schnickes Beitrag „Doppelstruktur des Hegemonialen. Intersektionale Perspektiven auf die historiographische Differenzproduktion des 19. Jahrhunderts“, in welchem er sich drei theoretischen Texten der Historiker Wilhelm Wachsmuth, Johann Gustav Droysen und Georg Gottfried Gervinus widmet. Gefragt wird dabei, welche Subjektpositionen im 19. Jahrhundert ins Zentrum der geschichtswissenschaftlichen Auseinandersetzung gerückt wurden. Mittels der Methode der „intersektionalen Analyse“ werden an den Kategorien „Rasse“/Ethnizität, Geschlecht und Klasse die jeweiligen Nuancierungen herausgearbeitet und gezeigt, wie die Geschichtswissenschaft gleichsam für gesellschaftlich-nationale Ziele, als auch für die (Re-)Produktion bürgerlicher Positionen vereinnahmt wurde, indem sie sich sowohl auf den weißen, bürgerlichen Mann als auch die Fähigkeit zur historiographischen Kulturproduktion fokussierte, womit die Geschichte eurozentriert wurde und „nicht-hegemoniale[n] Subjektpositionen“ der Eingang ins kollektive Gedächtnis verwehrt blieb.

Mit einem arbeitshistorischen Ansatz untersucht Svenja Kornher in ihrem Beitrag „Handwerkswissen als Engenderingpraxis – Friseurarbeit in kultur- und wissenschaftsgeschichtlicher Perspektive“, inwiefern Auffassungen von Geschlechterdispositionen bereits im Handwerkswissen um 1900 eingelagert waren. Über eine differenzierte Betrachtung des Zusammenhangs von Fachwissen, historischer Körperauffassung und modischen Strömungen zeigt sie, dass das Friseurhandwerk nicht nur in der ästhetischen Produktion der Geschlechtszugehörigkeit Rechnung trug, sondern dass die Reproduktion von Geschlechterdifferenz bereits durch in ihm eingelagertes Wissen bedingt war.

Marleen von Bargaen rückt in ihrem Aufsatz „Anna Siemsen – eine Europäerin der ‚ersten Stunde‘. Zur Marginalisierung der Europa-Politikerin und ihrer Konzepte“, eine historische Figur (1882-1951) ins Licht der Betrachtung, die bislang trotz frühem europa-politischen und frauenrechtlichen Engagements ein historiographisches Schattendasein fristete und fragt nach den Gründen für diese ideen- und erinnerungsgeschichtliche Marginalisierung. Mehr

noch als in allgemeinen historischen Tendenzen im europäischen Einigungsprozess, sieht sie diese in den geschlechtsspezifischen politischen Machtstrukturen der 1950er und 1960er Jahre „vor dem Hintergrund einer wirkmächtigen Traditionsbildung in einem männlich geprägten Politikfeld und der damit zusammenhängenden Rezeption und Darstellung von Politikerinnen insgesamt“ begründet

Die Sektion „Mediale Dimensionen von Geschlechterverhältnissen“ wird von Miriam Sarah Marotzkis Beitrag „Volupta und dispiacere. Gender-Aspekte in Leonardo da Vincis Zeichnung ‚Aristoteles und Phyllis‘“ eröffnet. In einer ausführlichen motivgeschichtlichen Darstellung macht Marotzki für ihren Betrachtungsgegenstand interessante Differenzen aus und spricht ihm einen stark sexualisierten und geschlechtlichen Bezug zu. So wird zunächst da Vincis sexuelle Orientierung vor dem Hintergrund zeitgeschichtlich-sexualhistorischer Verfasstheiten diskutiert. Zusammen mit der Beobachtung, dass die Reiterin ausgesprochen androgyn dargestellt sei, kommt Marotzki zum Schluss, dass es sich bei der vorliegenden Zeichnung höchstwahrscheinlich um eine gleichgeschlechtliche Darstellung im Zusammenhang einer (konflikthaften) Auseinandersetzung da Vincis mit seiner Homosexualität handeln dürfte.

In ihrem Aufsatz „Deutsche ‚Kulturretterinnen‘. Literarische und visuelle Inszenierungen kolonialer Weiblichkeit“ zeigt Renée U. von der Lippe anhand von zwei autobiographischen Siedlungsromanen, die sich vornehmlich „als literarischer Beitrag zur Herausbildung einer deutschen kolonialen Identität lesen“ lassen, sowie anhand von Illustrationen, wie sich in zunächst männlich konnotierten kolonialen Räumen geschlechtsspezifische Zuschreibungen – v.a. in Bezug auf Natur/Kultur – umkehren und Brüche aufweisen. Sie stellt heraus, dass die Kolonialfrauen, die als sittliches Regulativ in die Kolonien kamen, um die deutsche (männliche) Identität zu erhalten, dort zwar in männlich konnotierten Räumen Befugnisse erhielten, dem „weißen Mann“ jedoch untergeordnet blieben und gegenüber der indigenen Bevölkerung ihrerseits die „weiße“ Dominanzkultur reproduzierten“.

Ann-Kristin Düber widmet sich in ihrem Beitrag „Verstellte Figuren. Camouflage und Maskerade als Konstitutionsstrategien geschlechtlicher Identitäten bei Annemarie Schwarzenach“ zwei Romanen der bisher oft unter stark biografischen Bezugnahmen rezipierten Schriftstellerin, und legt offen, wie darin über Maskerade-Konzept und Camouflage-Strategien geschlechtliche Indifferenzen und Mehrdeutigkeiten in den Geschlechterverhältnissen erzeugt werden, die sich darüber einer festen Bestimmung entziehen und die Darstellung des Unsagbaren ermöglichen.

Eva-Maria Silies geht in „‚Männer würden nie die Pille nehmen‘. Mediale Debatten der 1960er Jahre um Geschlechterrollen in der Bundesrepublik“ der Frage nach, wie die Pille in den 1960er Jahren im (männlich geprägten) medialen Diskurs vermittelt wurde und welche Geschlechtervorstellungen mit ihr verbunden bzw. neu ausgehandelt wurden.

Nana Adusei-Poku diskutiert in ihrem Aufsatz „White Issues. Italian ‚Vogue‘’s ‚All Black‘ Issue and the Visual Imagery“ die Sonderausgabe der Zeitschrift, in der ausschließlich auf dunkelhäutige Models zurück gegriffen wurde. Besonders interessant ist dabei die Multiperspektivierung, indem die Verfasserin nicht nur den in den Bildkompositionen angelegten, männlich weißen Blick offen legt, sondern auch den weiblichen Blick auf diese. Gleichzeitig reflektiert sie die Position der Posierenden selbst und vermutet dahinter unterschiedliche Lesarten. Gerade der Umstand, dass es sich um eine „Sonderausgabe“ handelt, ließe dabei eine weiße Suprematie in der Modefotografie und -industrie besonders deutlich hervortreten.

Christian Dittloff leitet mit seinem Beitrag „Der Machtaspekt in Sarah Kanes ‚Blasted‘. Zur Universalität und Funktion männlich-sexueller Gewalt“ in die letzte Sektion „Macht als Konstante in Geschlechterdispositionen“ ein, in welchem er zeigt, wie in diesem als „politisch“ bezeichneten Drama das Private und das Politische über das Scharnier sexueller Gewalt miteinander verbunden sind, wobei der sexuellen Gewalt die Funktion eines männlichen Machterhalts der patriarchalen Herrschaftsstruktur zukomme.

Julia Stegmann geht in ihrem Aufsatz „Harte Jungs mit Glatzen? Neonazistische Männlichkeit in ausgewählten Spielfilmen der Gegenwart“ am Beispiel der Filme *Kombat 16* und *Führer Ex* der Frage nach der Inszenierung von Rechtsextremismus und deren diskursiven Wirkungsweise nach. Neben einer Ausblendung von Frauen als Täterinnen stellt sie problematische Erklärungsmuster für Neonazismus heraus: die Reproduktion der Figur des glatzköpfigen jungen Mannes aus problematischen Familienverhältnissen, der aus Gründen der psychischen Bewältigung Anschluss in der Szene sucht, stelle Rechtsextremismus nicht nur psychologisch und biologistisch motiviert dar, sondern entlaste auch die „Mitte der Gesellschaft“. Gerade bezogen auf das Genre Spielfilm stellt sich jedoch die Frage, ob ein differenzierter Umgang möglicherweise weniger in der ästhetischen Umsetzung als in Fragen der Rezeption zur Anwendung kommen sollte.

Christian Kleins Beitrag „Am Ende ist Politik doch nichts für Frauen‘ – Beobachtungen zum Verhältnis von Geschlecht und politischer Macht in deutschen Gegenwartsromanen“ bildet den Abschluss des Sammelbandes. Der Verfasser geht am Beispiel dreier Romane aus aktuellerer Zeit der Frage nach, was diese zu „politischen Romanen“ mache und untersucht darin die Rollenzeichnung der Figuren und deren Funktion vor dem Hintergrund geschlechtlicher Zuschreibungen und Praktiken.

Die Qualität des vorliegenden Sammelbandes liegt in erster Linie in seiner eindrücklichen Bandbreite. Die transdisziplinäre Zusammenschau ermöglicht einen umfassenden Blick auf verschiedene methodische Zugänge und thematische Herangehensweisen entlang der eingangs formulierten Kategorien, wodurch diesen eine praktische Verdeutlichung und in ihrem jeweiligen Zusammenhang eine begriffliche Schärfung zuteil wird.

(Nathalie Keigel, Universität Hamburg: nathalie.keigel@uni-hamburg.de)

